

Wozu Intertextualitätstheorie? Eine Auseinandersetzung mit der Sinnfrage

Im Seminar ist des öfteren die Sinnfrage aufgeworfen worden. Das heißt, es blieb strittig, inwiefern wir aus der Beschäftigung mit Intertextualitätstheorien konkreten Nutzen für unsere Arbeit mit literarischen Texten ziehen können. Meines Erachtens sollte das Ziel jedes intertextuellen Ansatzes darin liegen, uns dem Verständnis bzw. einer schlüssigen Interpretation des zu untersuchenden Textes näher zu bringen. Der Rückgriff auf Intertextualitätskonzepte sollte also einen Mehrwert für die Interpretation besitzen. Die Frage lautet deshalb: Ist „Der Erwählte“ von Thomas Mann ein solcher Text, bei dem die Beschäftigung mit Intertextualität eine zusätzliche Sinnebene erschließt?

Eine darauf ist unmittelbar davon abhängig, was genau unter Intertextualität verstanden bzw. ob der Begriff im engeren oder weiteren Sinne verwendet wird. Das weitgefaste, poststrukturalistische Modell von Intertextualität beschreibt im Grunde, wie Literatur (bzw. Sprache) ganz allgemein funktioniert und setzt voraus, dass Text und Intertext zusammenfallen. Auch wenn es durchaus Schwierigkeiten bereiten dürfte, daraus ein konkretes Analysemodell abzuleiten, kann eine solche Betrachtungsweise im Umgang mit Texten sicherlich interessante Ergebnisse liefern. Entscheidend ist dabei allerdings, dass grundsätzlich jeder literarische und im Sinne Bachtins und Kristevas auch jeder nicht-literarische Text unter diesen Gesichtspunkten untersucht werden kann. Den „Erwählten“ scheint aber doch eine bestimmte Eigenschaft auszuzeichnen, die ihn vor vielen anderen Texten für eine intertextuelle Untersuchung prädestiniert. Hier genau greift der Ansatz von Gérard Genette, der im Rahmen seiner Bestimmung von „Transtextualität“¹ auf folgendes hinweist:

„Es gibt kein literarisches Werk, das nicht, in einem bestimmten Maß und je nach Lektüre, an ein anderes erinnert; in diesem Sinne sind alle Werke Hypertexte. Aber [...] manche sind es mehr (oder offensichtlicher, massiver und expliziter) als andere.“²

In diesem Sinne ist „Der Erwählte“ expliziter intertextuell bzw. hypertextuell als andere Texte, denn Thomas Mann nutzt Intertextualität hier offensichtlich als erzähltechnisches Verfahren. Indem Genette von einer Art Vertrag zwischen einem Text und seinem Leser

¹ Genette, Gérard: „Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe“. Frankfurt/Main 1993, S. 9.

² Ebd., S. 20.

ausgeht³, untersucht er ausschließlich diese bewusste und organisierte pragmatische Anwendung von Intertextualität. Eine solche Betrachtungsweise bringt natürlich den Autor und seine Intention ins Spiel, sollte jedoch nicht auf Quellen- und Einflussforschung reduziert werden. Eine erschöpfende Auskunft über alle Quellen eines Autors wird schließlich in der Regel kaum zu leisten sein. In einigen Fällen wird man deshalb nie mit Sicherheit feststellen können, ob es sich um einen bewussten intertextuellen Verweis oder aber um eine indirekte Beeinflussung handelt, wie sie Umberto Eco in seinem Text „Borges und meine Angst vor dem Einfluß“ beschrieben hat.

Stößt man bei der Untersuchung eines literarischen Textes also auf einen intertextuellen Verweis, sollte das primäre Erkenntnisinteresse nicht darin bestehen, ob und wie gut der Autor den Prätext kannte, sondern inwiefern eine Berücksichtigung des sich durch den Verweis öffnenden Kontextes einen Erkenntniszuwachs für dessen Interpretation bedeutet. Denn, wie Benedikt Jeßing treffend formuliert: „Der Verweis auf andere Texte evoziert vorgängige Sinnzusammenhänge und konstruiert so eine neue Sinnenebene des gegebenen Textes.“⁴ Bezogen auf das im Seminar diskutierte Beispiel des Herrn Eisengrein im „Erwählten“ müsste man also überprüfen, inwiefern sich eine sinnvolle Verbindung zu der Figur Eisengrein in Heinrich Wittenwilers „Ring“ herstellen lässt, bzw. ob der Kontext dieses vermeintlichen Prätextes die angestrebte Interpretation bereichern kann. Ist dies der Fall, erscheint es mir von geringerer Bedeutung zu sein, ob der intertextuelle Verweis von Thomas Mann bewusst oder unbewusst eingesetzt wurde, ob diesem der Prätext also tatsächlich bekannt war oder nicht.

Es ist aber durchaus vorstellbar, dass sich die ausgiebige Hinzuziehung eines vermeintlichen Prätextes als kaum relevant für die Interpretation des zu untersuchenden Textes erweist. Nach Jeßing scheint es bei allen in den „Erwählten“ übernommenen Namen zum Beispiel nicht so wichtig zu sein, „welche Figur sie einmal getragen hat“⁵. Er sieht die Funktion dieser Form von Intertextualität vielmehr darin, dem „Erwählten“ „die Färbung des Mittelalterlichen zu verleihen“⁶.

Eine Betrachtung des „Erwählten“ unter Berücksichtigung der Intertextualitätstheorie liefert zunächst folgendes grundsätzliche Ergebnis: Die Interpretation dieses Werks ist keinesfalls deckungsgleich mit der Interpretation des „Gregorius“, obwohl sich Thomas Mann nach eigenem Bekunden in seiner Gestaltung der Geschichte getreu an den äußeren Gang der

³ Vgl. Genette: Palimpseste, S. 20.

⁴ Jeßing, Benedikt: „Der Erzählte. Roman eines Romans. Zu Thomas Manns *Der Erwählte*“. In: „Zeitschrift für deutsche Philologie“ 108 (1989), S. 591.

⁵ Ebd., S. 589.

⁶ Ebd.

Handlung bei Hartmann von Aue hielt.⁷ Denn schon die bloße Wiederholung eines Textes rückt diesen in einen anderen Kontext und eröffnet neue Sinnzusammenhänge für die Interpretation.⁸

Meiner Ansicht nach ist ein intertextueller Ansatz für die Interpretation des „Erwählten“ in zweifacher Hinsicht fruchtbar, denn Intertextualität kommt bei Thomas Mann auf zwei verschiedenen Ebenen zum Tragen. Auf der einen Seite erweitern die intertextuellen Verweise den Sinn des konkreten Inhalts gegenüber dem Prätext. Die vielen Anspielungen auf die Psychoanalyse Freuds zum Beispiel rücken die Beziehungen zwischen den drei Protagonisten in den Kontext von Freuds Narzißmustheorie⁹. Die inhaltlichen wie auch formalen Zitate und Anspielungen integrieren also Außenstehendes in den Erzählzusammenhang und vervielfachen dadurch die mögliche Bedeutung. Sie verweisen außerdem auf Thomas Manns Interpretation der Gregorius-Legende.

Auf der anderen Seite eröffnet die Intertextualität im „Erwählten“ auch eine zusätzliche Ebene, die über den konkreten Inhalt hinausgeht. Jeßing formuliert diesen Sachverhalt wie folgt: „Der Erwählte ist [...] ein Roman, in dem der Vorgang des Erzählens selbst in die Roman-Fiktion integriert wird.“¹⁰ In Form seiner Bearbeitung der Gregorius-Legende setzt sich Thomas Mann mit den traditionellen Erzählverfahren einer ganzen Epoche auseinander, als deren „Letzter“ und „Abschließender“¹¹ er sich betrachtet. Die Form der intertextuellen Verweise im *Erwählten* legt nahe, dass es ihm weniger auf das konkret Inhaltliche seiner Erzählung als vielmehr auf das „späte Heraufbeschwören einer langen Kulturtradition“¹² ankommt. Ein Beispiel hierfür ist die Verwendung der Namen, auf die ich bereits eingegangen bin. Aber auch die Parallelisierung und Vermengung von Prätexten macht dies deutlich. Wenn Thomas Mann für den Inhalt von Grigorß’ Traum Hartmann von Aues „Iwein“ mit dessen Prätext „Yvain“ von Chrétien de Troyes mischt¹³, oder Grigorß auf der Klosterschule die Artusromane lesen lässt, dann veranschaulicht und thematisiert er hiermit im Grunde das, was Renate Lachmann in ihrem Buch „Gedächtnis und Literatur“ das „kreative Gedächtnis“¹⁴ nennt.

⁷ Vgl. Mann, Thomas: „Bemerkungen zu dem Roman ‚Der Erwählte‘“. In: „Gesammelte Werke in Einzelbänden. Rede und Antwort“. Frankfurt/Main 1984, S. 300.

⁸ Borges hat dieses Phänomen in seiner Erzählung „Pierre Menard, Autor des *Quijote*“ bearbeitet.

⁹ Vgl. Makoschey, Klaus: „Quellenkritische Untersuchungen zum Spätwerk Thomas Manns. ‚Joseph, der Ernährer‘, ‚Das Gesetz‘, ‚Der Erwählte‘“. Frankfurt am Main 1998 (=Thomas-Mann-Studien. Bd. 17), S. 195.

¹⁰ Jeßing: *Der Erzählte*, S. 581.

¹¹ Mann: *Bemerkungen*, S. 302.

¹² Jeßing: *Der Erzählte*, S. 595.

¹³ Vgl. Makoschey, S. 195.

¹⁴ Lachmann, Renate: „Gedächtnis und Kultur“. Frankfurt am Main 1990, S. 47.

Die Selbstreflexivität im „Erwählten“, die sich im Rahmen der intertextuellen Betrachtung erschließt, eröffnet also eine neue Interpretation des Romans unter literatur- und kulturtheoretischer Perspektive. Meine Ausgangsfrage muss also in jedem Fall bejaht werden. Im Anschluss an diese Ergebnisse kann ich für mich nur festhalten: Die Beschäftigung mit Intertextualitätstheorien macht Sinn; und dies mit Sicherheit nicht nur für die Interpretation des „Erwählten“!